

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 49.

Elbing, den 27. Februar.

1892.

Unerforschliche Wege.

Kriminal-Roman
von A. S ö n d e r m a n n.

7)

Nachdruck verboten.

7. Kapitel. Das Verhör.

Franz Braun hatte eine furchtbare Nacht hinter sich. Wie er aus der Wohnung des Majors nach dem Gefängnisse gekommen war, wußte er nicht.

Der Schlag, als Raubmörder verhaftet zu sein, hatte ihn vollständig betäubt.

Erst spät, nachdem er vielleicht schon eine Stunde in der einsamen Zelle des Gefängnisses gelegen, erwachte er aus seiner Betäubung. Die Ketten an seinen Händen führten ihm im Nu die furchtbare Vergangenheit zurück.

Nur ein einziger Schrei tönte von seinen bleichen Lippen; dann sank er auf die kalte Erde nieder und presste sein Antlitz auf das feuchte Gestein.

Wally, sein geliebtes unglückliches Weib, erfüllte jetzt seine Gedanken. Weshalb hatte er ihre warnende Stimme nicht beachtet und war dem Rufe des Versuchers, jenes berüchtigten Diebes Günther, gefolgt? Hatte sie, die Edle und Reine, vielleicht gar schon eine Ahnung empfunden von dem, was ihm bevorstand? Die heftigsten Seelenqualen marterten den jungen Mann. Nicht allein die Vorwürfe, die er sich machte, das er der Verführung nicht widerstanden, waren es, die diese Qualen in ihm hervorriefen, die Furcht, daß Wally, wenn sie die Schreckensbotschaft erfahren würde, sich aus Verzweiflung ein Leid anthun könnte, brachte ihn fast zum Wahnsinn.

Obgleich er ja unschuldig an dem gewaltamen Tode seines Oheims war, so erkannte er doch, daß unter den obwaltenden Umständen es ihm wohl nicht gelingen würde, seine Richter von seiner Unschuld zu überzeugen. Ja, daß er unschuldig in diesen furchtbaren Verdacht gekommen war, das war schon die Strafe für sein wirklich begangenes Verbrechen. Doch er wollte ja gern leiden, was er selbst verschuldet, wenn nur sein Weib und sein Kind nicht auch die Folgen seiner unseligen That zu tragen

hätten. Genug, die Nacht wurde dem Gefangenen zur Ewigkeit.

Endlich war es Morgen geworden.

Das Licht des Tages mähigte einigermaßen seine Verzweiflung; noch lebte ja ein gerechter Gott im Himmel! Ihm war es ja möglich, seine Unschuld ans Tageslicht zu bringen! Aber kümmerte sich denn dieser Gott um ihn? Hatte er nicht schon jahrelang auf seine Hilfe vergebens gewartet? Zweifel und Hoffnung kämpften miteinander in dem Herzen des Mannes.

So verging wieder die Zeit.

Die Kerkerthür öffnete sich nicht. Niemand erschien.

Und doch, doch hoffte er, durch die Aussage seines Mitschuldigen von dem furchtbaren Verdachte, der auf jenen und auf ihn gefallen war, befreit zu werden. Günther hatte jedenfalls die Mordthat, welche vor ihrem Eintritte in das Zimmer geschehen war, beobachtet, aber er hatte geschwiegen. Jetzt, da er auch mit solcher Schuld belastet worden war, mußte er doch mit der Wahrheit herauskommen.

Endlich öffnete sich die Kerkerthür; ein Gefängniswärter forderte ihn auf, ihm zu folgen.

„Aber die Ketten — ich bitte Sie, befreien Sie mich von diesen Zeichen der Schande und des Verbrechens!“ stöhnte Franz Braun.

Der Beamte, der bereits den Auftrag hatte, im Fall der Gefangene sich gutwillig zeigte, ihm die Ketten abzunehmen, schaute ihm einige Secunden ins Gesicht.

„Fürchten Sie nichts! Ich werde keinen Versuch zur Flucht unternehmen!“ behauptete der Gefangene.

„Na, dieser Versuch würde Ihnen auch nicht gelingen; im Gegentheil, Sie dürften Ihre schlechte Sache noch mehr verschlimmern, erwiderte der Beamte und befreite den Unglücklichen darauf von den Ketten.

Draußen an der Thür erblickte Franz Braun den Schlichter.

Zufälligerweise war ihm der Mann von früher her bekannt.

Mit einem Blicke in das Gesicht dieses Beamten hatte Franz Braun sofort die Theilnahme desselben an seinem Unglücke bemerkt.

Der junge Mann zuckte zusammen.

„Wally!“ klang es wiederum von seinen Lippen.

Dann wendete er sich an den Schlichter und begann:

„Herr Waltherr, ich bitte Sie um des Himmelswillen, senden Sie Ihre Tochter zu meiner armen Frau, damit sie derselben sage, daß ich das Verbrechen, die Ermordung meines Oheims, nicht begangen habe!“

„Na, vorwärts, vorwärts!“ mahnte der andere Beamte.

„Herr Braun, sind sie wirklich unschuldig?“ fragte der Schlichter.

„Bei Gott im Himmel, ein Mörder bin ich nicht! Ich bitte Sie, lieber Freund, lassen Sie das meine arme Frau wissen!“

Der Schlichter nickte, wendete sich dann an den andern Beamten und fragte:

„Diese Botschaft darf ich wohl ausrichten lassen?“

„Machen Sie, was Sie wollen! Ich glaube freilich nicht, daß der Gefangene unschuldig ist!“ erklärte jener und forderte Braun auf, ihm zu folgen.

„So weit mußte es kommen? Der arme Mann!“ murmelte der Schlichter, als er dem tiefgebeugten Gefangenen mit ernsten wehmüthigen Blicken nachschaute. „Na ich will ihm seinen Wunsch erfüllen. Ob ihm seine Frau glauben wird, das ist ja ihre Sache,“ setzte er hinzu.

In dem Verhörzimmer, in welches Franz Braun geführt wurde, befanden sich nur der Untersuchungsrichter mit dem Gerichtschreiber und dem Kriminalcommissarius.

Als Franz Braun in gebeugter Haltung, mit bleichen schmerzverzerrten Zügen hereintrat, zeigte sich auch eine gewisse Theilnahme auf den Zügen des Richters. Er hielt seine Augen längere Zeit auf die gebeugte Gestalt des Gefangenen gerichtet.

Kopfschüttelnd ergriff er das Protokoll, welches bereits in der vergangenen Nacht nach der Verhaftung der beiden Verbrecher aufgenommen worden war.

Als er dasselbe noch einmal flüchtig durchgesehen hatte, wendete er sich an den Gefangenen.

Wir wollen die Vorfragen, welche Franz Braun in ruhiger Weise beantwortete, übergehen.

„Sie sind angeklagt, in Gemeinschaft ihres Stubennachbarn Günther Ihren Oheim, den Major von Krause, ermordet zu haben, um denselben zu berauben. Was haben Sie darauf zu antworten?“ begann jetzt der Untersuchungsrichter.

Franz Braun holte tief und schwer Athem. Seine Augen richteten sich frei und offen auf den Richter, und mit fester Stimme rief er:

„Ich habe es bereits gestern erklärt, daß ich keine Schuld an dem gewaltsamen Tode des Majors trage. Derselbe war bereits todt, als wir in das Zimmer eintraten.“

„Sie geben also zu, in der Absicht dorthin gekommen zu sein, Ihren Verwandten zu berauben?“

„Ja, das muß ich zugeben. Die Noth, die Verzweiflung trieb mich zu diesem unseligen Schritte!“

„Sie waren gestern am Tage bei dem Major?“

„Jawohl!“

„Sie haben den Verstorbenen um eine Unterstützung gebeten?“

„So ist es!“

„Sie wurden aber abgewiesen?“

„Ja — und das in einer sehr harten, unliebhamen Weise!“

„Im, Sie sollen den Zorn des Majors durch Ihr Auftreten erregt haben.“

„Schon möglich, daß ich einige Worte habe fallen lassen, welche den hartherzigen, geizigen Mann unangenehm berührt haben.“

„Sie haben sogar Drohungen gegen ihn ausgestoßen!“

„Drohungen? Ich weiß es nicht — aber möglich kann es schon sein.“

„Der Diener des Majors hat Ihr Gespräch mit Ihrem Oheim angehört und hat auch vernommen, daß Sie Ihrem Verwandten gedroht haben, sich mit Gewalt anzueignen, was er Ihnen verweigert hatte.“

Franz Braun schwieg.

„Es muß doch eine Ursache vorhanden sein, welche den Major veranlaßt hat, Ihre Bitte nicht zu erfüllen. Wollen Sie mir dieselbe nennen?“

„Ist das nothwendig?“ feuchte Braun.

„Allerdings! Ich erwarte eine offene und ehrliche Antwort.“

„Nun — der Major war gegen meine Verbindung mit meiner jetzigen Frau!“

„Wissen Sie vielleicht auch den Grund, weshalb der Verstorbene gegen ihre Verheirathung eingenommen war?“

„Nein, diesen Grund hat mir der Major niemals genannt.“

Der Richter wendete sich und griff nach einem verschlossenen Briefe, der auf dem Pulte lag, überreichte Braun das Schreiben und bemerkte:

„Soeben hat der Diener des Verstorbenen mir diesen Brief mit der Erklärung übergeben, daß er denselben gestern von seinem Herrn mit dem Auftrage erhalten habe, ihn heute Morgen Ihnen einzuhändigen. Sie sehen, der Brief trägt Ihre Adresse. Ich ersuche Sie, denselben zu öffnen.“

Franz Braun hielt das Schreiben in seiner zitternden Hand und betrachtete mit erstauntem Blicke seine eigene Adresse.

„Erkennen Sie die Handschrift des Verstorbenen?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Ja, es ist die Schrift des Majors!“

„So öffnen Sie das Schreiben. Ich muß Sie auch ersuchen, uns von dem Inhalte in Kenntniß zu setzen.“

Franz Braun öffnete das Couvert und zog ein Papier heraus. Aber im nächsten Augenblicke, als er dasselbe entfaltete, stieß er einen Ruf des Schreckens aus.

Krampfhaft griff die eine Hand nach der

Einlage, welche aus drei Hundertmarkstheinen bestand.

Mit glühenden Augen starrte der junge Mann auf die Banknoten.

Auch der Untersuchungsrichter schien überrascht zu sein; auch er vermochte das eingetretene Schweigen nicht zu unterbrechen.

„Ha! — Geld! Zu spät — zu spät!“ ächzte Franz Braun und preßte die Hand, in welcher er die Banknoten hielt, krampfhaft an seine Stirn.

„Suchen Sie sich zu fassen! Lesen Sie den Inhalt des Briefes!“ fuhr der Untersuchungsrichter fort.

„Ich kann nicht! Da — lesen Sie selbst! Fort, fort mit diesem Gelde! Zu spät, zu spät!“ schrie Franz Braun und warf den Brief und die Banknoten auf das Pult.

Der Untersuchungsrichter ergriff den Brief und überflog dessen Inhalt.

Mit gefenktem Haupte und fest zusammengeballten Händen stand Franz Braun an die Brüstung gelehnt und starrte wie geistesabwesend auf den Fußboden nieder.

„Hören Sie, was Ihr Oheim schreibt!“

Diese Worte des Richters erweckte den Unglücklichen aus seiner Betäubung.

Mit einem gewaltsamen Ruck schnellte er in die Höhe, während er seine Augen erwartungsvoll auf das Gesicht des Richters heftete.

Der letztere las:

„Ich bin vielleicht vorhin zu heftig gewesen; aber Dein unmanierliches Benehmen war schuld daran, daß ich ich Dir consequent meine Hülfe verweigert habe.

Ich habe einen triftigen Grund — ich finde, daß Du es jetzt nicht werth bist, von mir unterstützt zu werden. Wenn ich es thue, so geschieht es nur um Deines Kindes willen.

Glaube aber nicht, daß ich mich ein zweites Mal bewogen fühlen werde, Deine Wünsche in dieser Weise zu befriedigen; denn Du hast Dir selbst Dein Elend zuzuschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

§ Der Verein der Bücherfreunde.

Der eigentliche Grund der Schriftsteller-Misere ist bereits ein öffentliches Geheimniß geworden: Es ist nicht die Interesslosigkeit des Publikums an der schönen Literatur, — denn dagegen spricht das große Aufsehen, welches viele Erzeugnisse hervorzurufen im Stande sind, dagegen sprechen die vielen florirenden Theater und Journale. Nein, der wahre Grund besteht in der Kauffaulheit in Deutschland und dem Ueberwiegen der Leihbibliotheken, einer fast in der ganzen übrigen kultivirten Welt unerhörten Erscheinung.

Man kommt sich geradezu als Verschwender vor, wenn man für Bücher Geld ausgibt, äußert sich einmal ein Baron, Graf oder Com-

merzienrath in einer kleinen Skizze von Alfred Meißner. Bei diesen Zeiten kann man sich vor unnützen Ausgaben nicht genug hüten — Kellner, noch eine Flasche Château Barose zu 6 Mark.

Dieser Fall ist geradezu typisch. Wenn der Deutsche zu allem Geld hat, für Bücher hat er feins.

Trotzdem mangelt es ihm nicht an der Lust zu lesen. Im Gegentheil, es herrscht in vielen Kreisen eine jörmliche Lesewuth. Um diese zu befriedigen, sind die Journale und Leihbibliotheken da.

Würde es die Erfahrung nicht täglich jeden lehren, nie würde man es glauben: Bornehme Damen, die nicht zu bewegen wären, ein Paar Handschuhe ein zweites Mal anzuziehen oder eine Schleife noch einmal vorzustechen, nehmen keinen Anstoß daran, die abgerissensten, schmiegigsten Bücher der Leihbibliotheken in ihre zarten Hände zu nehmen und zu lesen.

Man muß hier mit einer eingewurzelten Gewohnheit rechnen. Die billigsten Bücher, die kaum ein paar Groschen kosten, Broschüren im Werthe von wenigen Pfennigen gehen von Hand zu Hand, als wären es unbezahlbare Kostbarkeiten. Es scheint ein nicht auszurrottender Aberglaube von den nicht zu erschwingenden Bücherpreisen bei uns in Deutschland zu bestehen; man sagt sich nicht, daß, wenn die Lectüre nicht ununterbrochen im Sturmschritt fortgesetzt wird, der Preis für das Leihbibliothek-Abonnement fast ebenso theuer kommt, als wenn man sich die Bücher selber anschafft.

Diesem Uebelstande, dem Ueberwuchern der Leihbibliotheken, kann nur durch möglichst billige Bücherausgaben allmählich abgeholfen werden. Der französische und englische Roman hatte seine großen Erfolge in erster Reihe allerdings durch das größere Absatzgebiet, die weitere Machtsphäre seiner Sprache, aber nicht zuletzt auch durch die billigen Preise, die das Aufkommen von Leihbibliotheken von vornherein verhinderten. Aber selbst in kleineren Staaten, wie Dänemark, Schweden, Norwegen, können nicht so sehr berühmte Schriftsteller mit Leichtigkeit gut von ihren Einnahmen auskommen.

In Deutschland dagegen kann es geschehen, daß selbst berühmte und allseitig beliebte Autoren einen kläglichen Kampf ums Dasein führen und ihn frühzeitig verloren geben müssen.

Die billigen Büchersammlungen, die bisher in Deutschland bestanden, haben auch nach dieser Richtung nicht viel ändern können: Erstens handelte es sich bei ihnen um die älteren Autoren, die Klassiker und diejenigen Werke, welche bereits frei geworden waren, also ihren Verfassern bei bestem Erfolge garnicht mehr nützen konnten (z. B. die Reclamische Universal-Bibliothek, Hendlers Volksbücher, die Mayer'sche Bibliothek u. a.); zweitens waren aus mannigfaltigen Gründen die ausländischen Autoren so stark bevorzugt, daß dem deutschen Romancier gleichfalls nichts damit gedient war,

wie in der Spemann'schen, in Sanies' Kollectionen u. a.

Außerdem handelte es sich hier nur um belletristische Werke, während die wissenschaftliche Literatur fast ganz vernachlässigt wurde, so daß sich der große beklagenswerthe Uebelstand herausstellte, daß Jeder, dessen geistige oder materielle Mittel nicht ausreichten, um für sich die theuren und schwierigen fachwissenschaftlichen Werke zu beschaffen, sich auf die sehr zweifelhaften Flugschriften, Journalartikel und die meist recht seichten öffentlichen Vorträge angewiesen sah, während fast nichts geschah, eine gute gediegene wissenschaftliche Literatur dem Volke zu billigem Preise zugänglich zu machen.

Der Verein der Bücherfreunde hat es sich jetzt zur Aufgabe gesetzt, diesen unläugbaren Mißständen, wie sie noch bestehen, abzuwehren.

Dieser Verein, welcher vor zwei Monaten seinen ersten Band „Todsünden“ von Hermann Heiberg, veröffentlichte, einen Roman, den man wohl zu den tüchtigsten und interessantesten des beliebten Romanschriftstellers zählen darf, und der jetzt seinen zweiten Band, eine Novellen-Sammlung von Alexander Baron von Roberts herausgibt, ist vor etwa einem Jahr begründet und hat folgende Tendenz:

Der Verein der Bücherfreunde bezweckt die Vereinigung aller Freunde einer feineren literarischen Unterhaltung und stellt sich zur Aufgabe, seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Literatur — also keine Uebersetzungen — zum billigsten Preise zugänglich zu machen.

Der Mitgliedsbeitrag übersteigt kaum den, welchen man für jeden andern, gleichgültigen und oft gar nichts bietenden Vergnügungs- oder Literatur-Verein auch zu zahlen hat.

Die Mitglieder, heißt es in § 2 der Satzungen, verpflichten sich zur Zahlung eines Beitrages von vierteljährlich 3,75 Mk., welcher zum Beginn eines jeden Vierteljahres zu entrichten ist. Mitglieder, welche die Bände gleich gebunden zu beziehen wünschen, haben vierteljährlich 4,50 Mk. Beitrag zu zahlen. Der Beitritt verpflichtet für ein ganzes Jahr. Anmeldungen in jeder Buchhandlung, welche auch die Veröffentlichungen ermittelt.

Die Mitglieder erhalten dafür im Laufe des Jahres in regelmäßigen Zwischenräumen sechs bis acht in sich abgeschlossene Werke, zusammen etwa 150 Bogen zu 16 Seiten stark. Die Veröffentlichungen bestehen zum größeren Theil in unterhaltender — Roman, Novelle, Humor, Memoiren u. s. w. — zum anderen Theil in allgemein-verständlich-wissenschaftlicher Literatur: Geschichte, Natur-, Länder- und Völkerkunde u. s. w.

Und im Uebrigen gelten noch folgende wichtigen Bestimmungen.

Der Eintritt in die Gesellschaft kann jederzeit stattfinden. Die seit Beginn des Vereinsjahres bereits erschienenen Werke werden alsdann nachgeliefert. Auch Aus-

länder sowie Frauen können Mitglieder werden, dagegen sind Leihbibliotheken und zu geschäftlichen Zwecken betriebene Bezirke von der Mitglieder-Schaft ausgeschlossen.

Die Veröffentlichungen des Vereins werden auch an Nichtmitglieder im Einzelverkauf abgegeben, jedoch nur zum doppelten Preise.

Der Vorstand des Vereins wird aus sieben namhaften deutschen Schriftstellern gebildet, die darüber zu machen haben, daß die Geschäftsleitung, die in den Händen des Verlagsbuchhändlers Friedrich Weisfucker in Berlin (W. Bohreutherstr. 1.) liegt, den Satzungen des Vereins gemäß geschieht. Es kann sich hier also um kein Spekulations-Unternehmen handeln, da die Namen der sieben Vorstandsmitglieder uns dafür bürgen, daß der Verein stets einen lit. rariischen Charakter tragen wird. Die Namen dieser Schriftsteller sind: Theodor Fontane (in Berlin), Martin Greif (in München), Hermann Heiberg, Otto von Leizner, Fritz Mauthner, Alexander Baron von Roberts und Ernst von Wolzogen (in Berlin).

Unter den deutschen Schriftstellern, die bereits jetzt ihre Mitarbeiterschaft dem Verein in Aussicht gestellt haben, finden wir Namen wie Adolf Glaaser, Hans Hopfen, Max Nordau, Moritz Carriere, Hans Hoffmann, Wilhelm Jensen, Ernst Eckstein, Ludwig Biesch, Rud. Genée, Karl Proell u. a.

Angezeigt ist als nächste (dritte) Publikation: ein Novellenband von Max Nordau: Seelenanalysen, dann ein neuer Roman von Max Kreper und drei wissenschaftliche Werke aus dem Gebiet der Geologie, Astronomie und Alterthumsforschungen, Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde, Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte unseres Planeten von Prof. Dr. H. Haas (mit Abbildungen); Astronomische Abende von Dr. C. Titus (mit Abbildungen); und Steinerne Zeugen, die Forschungen und Ausgrabungen in Palästina, Ägypten und Assyrien und ihre Beziehungen zur Bibel von Dr. Georg Kampffmeyer (mit Abbildungen).

Das Unternehmen ist als Samenkorn, das sich zu sozial-ethischer Bedeutung auswaschen kann, dankenswerth. Aus diesem Grunde können wir nur dringend empfehlen, Mitglied des Vereins zu werden — es wird Niemandes Schade sein, im Gegegentheil. Der Mitgliedsbeitrag wird durch den Werth der Publikationen aufgewogen, zudem trägt man zur gedeihlichen Entwicklung eines entschieden lebensfähigen, zeitgemäßen Unternehmens bei, das einst sehr gute Früchte tragen kann und wird — allerdings nur, wenn das Publikum thätige Theilnahme bezeigt.